

Ludwig Winder

Hugo

und andere
Erzählungen





Ludwig Winder:

Hugo. Und andere Erzählungen. Mit Nachwort hg. von Dieter Sudhoff

1. Auflage 1995 | 2. unveränd. Auflage 2012

ISBN: 978-3-86815-603-4

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2012

Umschlagbild: Egon Schiele

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Inhalt

LEGENDE VOM HÄSSLICHEN MENSCHEN	9
HUGO. TRAGÖDIE EINES KNABEN	23
Erster Teil: Turnlehrer Pravda	23
Zweiter Teil: Frau König	43
Dritter Teil: Das Haus Szell	66
LECHOWSKI	104
URLAUB	113
MINISTERIALDIREKTOR GÜTERBOCK	119
DER GROSSE NACHBAR	126
DIE BEFREIUNG	162
DIE BETROGENEN	181
DER VATER	186
FRITTA	193
DIE BIBLIOTHEK	213
DER GENESENE	217
ABSCHIED	219
WALTER PATRICK LEE	240
ALOIS SOUKUP	266
JAROSLAV VLACH	274

ANHANG

Textnachweise	283
Zeittafel	287
Nachwort	291

LEGENDE VOM HÄSSLICHEN MENSCHEN

I.

Sebastian Laudon hatte rotes Haar, das brannte trüb wie nasses Holz, die Augen waren selten sichtbar, sie lagen faul hingestreckt unter der halbkugelförmigen Embryostirn, angeblickt zischten sie grüngelb wie abgeschlagenes Wasser; über der aufgeplusterten gelben Fischblase, die Mund hieß, gab es keine Nase, nur eine bucklig gepolsterte große Sommersprosse inmitten hundert kleinerer. Am fünften März 1761, im Alter von siebzehn Jahren, erkannte er seine Häßlichkeit. Er kehrte am Abend von einem längeren Spaziergang heim und machte vor der Meierei Halt, seltsam aufgewühlt vom Wehen des ersten Frühlingstags; hier mußte es Weiber geben, vielleicht in einem Stall, hinter einem Trog, oder vielleicht kamen sie am Brunnen zusammen, um die leerstehenden Eimer zu füllen. Der Platz war menschenleer, die wenigen Tiere ohne Obhut; nur ein ältlicher Knecht mit graublond das Kinn umfangendem Schnurrbart saß auf der Steinbank vor dem großen Pferdestall und stierte zu Boden. Sebastian wollte sich unbemerkt zurückziehen, um auf den Feldern nach dem Gesinde zu sehen, als er von einer jähen Bewegung aufgestört wurde, die als das Rascheln eines sich langsam heranpirschenden schwarzen Frauenkleides sich erklärte. Er versteckte sich hinter dem Brunnen, hielt den Atem an, erkannte die Pflegerin, die seit zwei Wochen das Krankenbett seiner Mutter bewachte, das gelbe unjunge Gesicht mit den großen heißen Augen. Auf der heftig wogenden Brust leuchtete das große goldene Kreuz. Sie blickte sich nach allen Seiten um, stürzte auf den Knecht los, sagte leise und heiß: "Bist du allein, frag nicht viel, komm", sie riß den Überraschten hinein in den Stall, fast trug sie ihn. Er lächelte blöde, aber vertraut; sie mußte schon hier gewesen sein. Sebastians Körper füllte sich mit schweren Gewichten, sie zogen ihn nieder, kaum konnte er stehen. Nun liegen sie im Stall, dröhnte der Abend, stell dir sie vor, die unzüchtige nackte Hand, die den Knecht packt, die atmende Brust, nun entblößt, nun weiß. Sebastian ballte die Faust. Drei Sprünge zum Stall, dann reckte er sich, Erz in ihm schrie, die Erzstimme donnerte: "He! Knecht im Stall! He! Knecht im Stall! He! Knecht im Stall!" Dreimal kam mächtiger Widerhall über den roten Himmel gerollt, schwer

atmend stand der Mann-Knabe, den Blick auf den Stalleingang. Die gebeugte Gestalt des Knechtes tauchte auf. Sebastian nahm die Reitpeitsche, ließ sie auf Hals und Brust des Gedeimütigten niedersausen, peitschte ihm zuletzt "Pack dich" ins Gesicht. Die gebeugte Gestalt wankte dem runden Hoftor zu.

Im Stall, vorgestreckten horchenden Leibes, atmete die Pflegerin. Das goldene Kreuz baumelte an der linken Schulter. Das Kleid war aufgerissen. Schwer hingen über den zusammengepreßten Knien die großen weißen Brüste. Den großen schwarzen Augen war die Lust vergangen, sie fürchteten sich, sie hatten die Stimme erkannt. Sebastian sah zum erstenmal Nacktheit des Weibes, die großen Augen sah er nicht, das Gesicht war Pergament, das er nicht lesen konnte noch wollte. Auf den Schoß stürzte er zu, der Schoß entwand sich ihm, die nackte Frauenhand stieß und stampfte und hieb mitten in das furchtbare Knabengesicht. Das Weib kreischte: "Häßliche Mißgeburt!" Des Knaben Hände sanken gelähmt herab, das Weib entwichte.

Durch den brennenden Abend ging Sebastian, sein Gesicht war röter als der Himmel. Vor dem Schloß stand der Majordomus, verneigte sich feierlich. Sebastian sah ihn nicht. Langsam stieg er die Treppe empor, langsam öffnete er die Tür seines Schlafsaales, in beide Hände nahm er brennende Kerzen, so trat er vor den riesigen Spiegel. Streng prüfte er die Erscheinung, die haßerfüllt ihn anblickte, das rote Haar, die Augen, die aufgeplusterte gelbe Fischblase, die Mund hieß, die bucklig gepolsterte große Sommersprosse inmitten hundert kleinerer. Er stellte die Leuchter auf die Marmorplatte, legte sich in einer Ecke des Saales auf den Boden, wo es am finstertesten war, bedeckte Brust und Gesicht mit dem kitzelnden Teppich. Es klopfte, der Majordomus trat ein: "Gnädiger Herr, wir suchen überall die Pflegerin, unserer gnädigen Frau geht es nicht gut." Sebastian brummte: "Holt eine andre aus dem Kloster." Das Gesicht zeigte er nicht. Der Majordomus verneigte sich, ging.

Sebastian lag bis nach Mitternacht auf dem kalten Boden. Der Frühlingstag hatte getäuscht, die Nacht war frostig. Gegen ein Uhr stand er auf, schlürfte über die erleuchteten Gänge, horchte vor der Tür des Krankenzimmers, klinkte auf. Am Krankenbett saß eine weißhaarige Nonne, legte den rechten Zeigefinger an den Mund. Sebastian trat näher, betrachtete der Mutter todesnahes Gesicht, die spärlichen schmutzigen Haare, den schrecklichen verkniffenen

Mund, die eingeschrumpfte Nase. Die Kranke öffnete die Augen, winkte den Sohn heran. Er stand feindselig starr, er prüfte streng, er nickte schwer, er sprach: "Mutter, ich sehe dir ähnlich" – und plötzlich lachte er, unbändig lachte er, der Fußboden dröhnte unter seinem Lachen. Ängstlich richtete die Mutter sich auf; es ging nicht. Die Pflegerin blickte zornig den Sohn an, da ward er still, stand wieder starr, sagte bedeutungsvoll: "Heute ist der fünfte März, das Datum vergesse ich nicht." Dann ging er, würdigte die Mutter keines Blickes mehr.

Am nächsten Morgen, als er sie wiedersah, war sie tot. Er verweilte kaum eine Minute am Totenbett, er haßte die Tote. Der Majordomus sandte Botschaften aus: Sebastian Joseph Carl Philipp Erasmus Franz, Freiherr von Laudon, Herr auf Tuppau und Wischau, gibt allen gräflichen, freiherrlichen, ritterlichen und edlen Verwandten und Freunden Mitteilung vom Tode seiner Mutter. Nach Schloß Bystritz ritt ein Kurier, dort hausten die nächsten Verwandten. Sie kamen angeritten und angefahren, Generale, Domherren, Frauen in Trauerkleidern. Hochmütig stand Sebastian vor ihnen in schwarz ausgeschlagenem Saal. Ihre Reden beantwortete er nicht, die später Angekommenen bekamen ihn nicht zu sehen, mochten sie beleidigt sein. Als der Trauerzug aufbrach, fehlte der einzige Sohn. Es regnete, vor dem Spiegel stand Sebastian, brennende Kerzen in den Händen, als die Witwe zur Rechten ihres Gatten bestattet wurde.

Nachdem die Trauergäste abgereist waren, ging Sebastian über Feld ins Kloster, begehrte die verdiente Pflegerin seiner Mutter zu sehen, er müsse ihr danken, die durch zwei Wochen nicht vom Krankenbett gewichen sei in allerchristlichster Nächstenliebe. Die Oberin führte die Zitternde vor, die großen schwarzen Augen im Pergamentgesicht beteten und baten. Der Freiherr küßte ihr die Hand, sprach wohlgefügte Dankesworte und bat, mit der letzten Vertrauten seiner Mutter unter vier Augen sprechen zu dürfen. Die Oberin lächelte devot, der zu erhoffenden splendiden Legate gedenk. Mit der Pflegerin alleingelassen, trat Sebastian verzerrten Angesichts näher, packte sie bei der Hand, zischte ihr ins Ohr: "Du bist für die Nacht ins Schloß befohlen, Hure verdammte, wenn du nicht kommst, wird Anzeige erstattet." Nach diesen Worten verließ er den Raum, küßte der Oberin die Hand, ging ins Schloß.

Im Schlafgemach entzündete er vierundsechzig Kerzen. Den vierzehnmarmigen Leuchter stellte er neben das Bett. In großer Helle lag das Gesicht. So erwartete er die Pflegerin. Sie kam um die vierte Morgenstunde, warf sich auf die Knie, bat um Verzeihung. Er sprach kein Wort, wies ihr mit verächtlicher Handbewegung ihren Platz im Bett an, nahm von ihr Besitz. Sie mußte in sein Gesicht starren, mit beiden Zeigefingern und Daumen riß er ihr die Augenlider auf, eine Stunde weidete er sich an ihrem Entsetzen und lachte hundertmal: "Gefall ich dir?" Dann gab er ihr einen Tritt, stieß sie zur Tür hinaus, warf ihr die Kleider nach.

Die Landschaft stöhnte unter schrecklicher Umarmung. Der Ausdruck des Entsetzens im Gesicht der Opfer jagte den Freiherrn von Magd zu Magd, von Bäuerin zu Bäuerin, er holte sich sie bei Tag und bei Nacht. Das Mannsvolk entschädigte er durch Freigebigkeit und Aufhebung der Arbeitskontrolle, der Ertrag der Ernte kümmerte ihn nicht, mochte jeder fressen und saufen und raffen, was zu erraffen war. Er lebte nur eine Stunde des Tages: wenn hinter einem Weib die Schlafsalttür geschlossen war, ein zitterndes Opfer auf martervoller Bettstatt lag, riß er hingerissen mit beiden Zeigefingern und Daumen die Frauenaugenlider auf. Eine Stunde weidete er sich an irrsinnigem Entsetzen. Bald kannte er jede Nuance: bei manchen lief das Zittern des Abscheus unaufhörlich vom Kopf durch den ganzen Körper bis zu den Zehen und zurück, manche hatten bloß krampfhaftes Zucken des Gesichts, bei manchen trat Lähmung des brechenden Auges ein, andere wurden von Schreikrampf erfaßt. Ruhig ertrug den Anblick keine.

Nach fünf Jahren war Sebastian müde, nun brach er zusammen. Die ungeheuerlichste Lüge, der übermenschliche Selbstbetrug, von keinem geahnt, brach zusammen. Heimlich gehofft hatte er von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Tag zu Tag, einmal werde sich ein Wesen finden, anders als alle andern: zwar zur Liebe nicht bereit, so weit verstieg sich das Hoffen nie, aber stark genug, in der Mißgeburt den Menschen zu ertragen. Die Lebenden waren unerbittlich, nun ging er zu den Toten. Er stieg zur Ahnengalerie empor, geriet in spinnwebgraue Saalgänge, seit Jahren nicht betreten. Als Knabe hatte er den lächerlich gespreizten Damen und Herren zuweilen eine Nase gedreht, unschuldiges Vergnügen in der Verspottung der monströsen Häßlichkeiten gefunden. Nun sah er anders, sah sich selbst in

hundertfältiger Verzerrung, und sein Gesicht war die hundertfältige Verzerrung aller andern. Durch Inzucht war ein Gesicht entstanden, das immer wieder sich selbst gezeugt hatte. Mit ihm starb es aus. Sollte er wie seine Vorfahren die nächste Base heiraten, deren Häßlichkeit jeden Fremden abschreckte? Ihr Krüppelnasen, ihr Aasaugen, ihr Dreckmäuler! Er spie den Bildern ins Gesicht, er riß sie von den Wänden, er schleuderte sie zum Fenster hinaus. Das Gesinde flüchtete, der Majordomus voran, ihr Herr war wahnsinnig geworden. Von weitem sahen sie zu. Er tanzte im Schloßhof um den Bilderberg. Er warf eine Fackel in den Bilderberg. Er umtanzte die Flamme, bis das letzte Bild verbrannt war. Dann kehrte er in die Ahnengalerie zurück, atmete auf, atmete auf, kahle Wände weit und breit.

Eine neue Ahnengalerie wollte er eröffnen. Ahnherr eines neuen Geschlechts wollte er sein. Mit der schönsten Frau wollte er zeugen: der Allmacht zum Trotz: das schönste Kind.

II.

Sebastian Laudon ritt durch Europa. Nach böhmischen, deutschen, französischen Weibern sah er sich die Augen aus, Mutter seines Kindes zu werden war keine schön genug, es mußte Schöner geben. Er suchte Jahr um Jahr, betrachtete alle, berührte keine. Die Sage vom unbefriedigbaren Freier ging in den Ländern um, hundert Kuppeler umtänzelten ihn von Ort zu Ort. Im dritten Jahr fand er endlich, die er gesucht hatte. "Sie ist schöner als alle und dümmere als alle", hatte man ihm gesagt. Marie, die blonde Friesenmagd, arbeitete auf kümmerlichem Acker, fern donnerte das Meer. Man schalt sie gefühllos, Schönheit und Kraft war in ihr versammelt, um die Männer alle Qualen der Entsagung verkosten zu lassen. Als Sebastian vor sie trat, durchzuckte ihn der Blitz der Erkenntnis: hier ist die Richtstätte, hier fällt der Gott seinen Spruch. Hoherhobenen Hauptes wollte Sebastian ihn erwarten, erwarten den Ekelblick, den Ekelschrei. Er wollte vergewaltigen den unbarmherzigen Lästergott, der sich selbst lästerte in der Mißgeburt, er wollte eisern umarmen die Schönheit und mit ihr zeugen: gegen den Willen Gottes: das schönste Kind.

Aber was war das? Gott schrie nicht, Gott wehrte sich nicht, Gott sah die Mißgeburt aus dem schönsten Antlitz ohne Ekel, ohne Abscheu an. "Bist du blind", stammelte die Mißgeburt, fügte furchtsam hinzu: "Ich bin reich, ich habe Gold, Länder, Edelsteine, auf einem Schloß sollst du regieren!" Die Magd sah dem Manne voll ins Gesicht, ein Lächeln rundete sich überirdisch. Sie beugte das Knie, sie blieb stumm, ihr ganzer Körper sagte: "Nimm mich, Herr."

Er nahm sie aufs Pferd. Sieben Tage und sieben Nächte ritt er mit ihr in hallender Heide, auf hallenden Straßen, durch hallenden Wald. Als sie einritten in den hallenden Schloßhof, wußte er noch nichts von ihr, Nein und Ja war ihr Sprachschatz, mehr wußte sie nicht. "Hier ist sie, die eure Herrin sein soll, euch heiliger als ich selbst", rief er dem Gesinde zu, das gaffend sich krümmte, kaum das Auge zu erheben wagte zu solcher Herrlichkeit, obwohl die Magd ihren zerrissenen Arbeitskittel trug, armselig und bedauernswert. Sie war die Magd Marie, das war ihre ganze Vergangenheit, sie kannte nicht Mutter noch Vater, sie wußte auch nicht, wie viele Sommer über sie hingegangen waren, er aber sah, daß Gott sie gesegnet hatte mit unendlicher Schönheit und daß ihr Sommer noch fern war.

Zerhauen ließ er sein uraltes Wappen, ein neues Wappen prangte über allen Toren, das trug den Spruch: "Nichts für mich, alles für meines Kindes Herrlichkeit." In blauen Samt ließ er kleiden die Magd, eine goldene Kette legte er ihr um den Hals. Er setzte sie auf den Sitz der Herrinnen, Sitz der häßlichen Freifrauen von Laudon seit sechs Jahrhunderten. Er kniete nieder, steckte ihr den Verlobungsring an den Finger und gelobte: "Nichts für mich, alles für meines Kindes Herrlichkeit." Stürmische Herbstnächte waren. Er lag allein im Schlafsaal. Er peitschte sein Blut mit der Reitpeitsche. Er peitschte sich, bis Blut niederrieselte auf das Linnen der Enthaltung, dann schlief er ein.

Zur Hochzeit hatte er die nächsten und die fernsten Verwandten geladen, der gesamte Adel des Landes war versammelt. Verwundert lasen alle den neuen Wappenspruch, verwundert sahen sie die Braut. Den Freiherrn lachten sie aus. Er sah es nicht, doch er ahnte es, ahnte hämisches Mundwinkelzucken der häßlichen Verwandten. Er lächelte scharmant, nahm am Ballfest teil, tanzte mit den häßlichen Damen, badete dann sehr lange die Hände und zog sich mit der Magd zurück.

Als sie nackt vor ihm lag inmitten des Bettes inmitten des Saales, umschlich er die Bettstatt. Er schloß und öffnete hundertmal die Augen, in seiner Hand hämmerte hart sein hartes vielgeprüftes Herz. Die Magd hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet, auf ihrem Gesicht war göttliche Ruhe. Er fiel ihr vor die Füße, im Sprung noch zu feig, die Augen zu öffnen. Mit geschlossenen Augen, mit furchtsamen Händen berührte er die Brüste, er faßte sie an wie Kugeln aus feinstem Glas. Sie zerbrachen nicht, sie zerklirrten nicht, sie waren fest und hart. Nun öffnete er die Augen. Lächeln war vor ihm ausgebreitet.

Das Lächeln war Wirklichkeit, er preßte Mund an Mund, die Brüste waren Wirklichkeit, er prüfte sie, er legte ihr die Hand auf Nacken, Rücken, Scham, das alles war Wirklichkeit: ein Mensch, ein Mädchen lag vor ihm und bot sich ihm an mit Kindeslächeln. Er faltete ihre Hände in seinen und wollte sprechen, die Lippen entließen nicht das Wort. Er heulte es aus: "Kein Kind! Nur ich! Nur du!"

Am nächsten Abend gingen sie mit zerbissenen Lippen im Schloß umher. Ein Tag hatte ihn lächeln gelehrt, ihn, der immer gelacht hatte Wut und Hohn. Vor dem Schloßtor standen sie lange, er las den neuen Wappenspruch: "Nichts für mich, alles für meines Kindes Herrlichkeit." Er lächelte, belächelte den Irrsinn-Spruch aus Irrsinn-Zeiten. Wie lang war das vergangen.

III.

Sebastian lebte mit Marie in kinderloser Ehe. Er liebte ihren Leib, sonst nichts, er lebte, um ihren Leib zu lieben. Er war versöhnt mit Gott, weil Gott das Meisterstück Marie ihm in die Hände geliefert hatte, er sah ein, daß Gott das Recht hatte, Mißgeburten in die Welt zu setzen: ein unübertreffliches Meisterwerk rechtfertigte Gottes Übermut. Die Frau ging in reichen Kleidern oder nackt vor Sebastian einher, wie er es begehrte. Sie schritt, saß, kniete, lag vor ihm nächtelang. Eine Nacht genoß er ihren Mund. Eine Nacht ihre Brüste. Eine Nacht ihr Knie. Er fürchtete, seine Zeit werde nicht ausreichen. Er hütete sich, diesem Gedanken nachzuhängen. Ans Sterben wollte er noch nicht denken; daß sie sterben mußten, wenn die erste Runzel die Frau entstellte, hatte er beschlossen.

Im sechsten Ehejahr, im Morgendämmer einer Mainacht, als er, aus kurzem Schlaf erwacht, glückdurchströmt über die Schläferin sich beugte, erblickte er plötzlich auf dem Linnen ein weißes Haar. Nur wenig unterschied es sich von den hellblonden Haaren, aber immer schärfer hob es sich ab, je länger er es betrachtete, bis er nichts mehr sehen und denken konnte als das weiße Haar. Als Tag geworden war, verlöschte er die Kerzen, ließ pralles Sonnenlicht hereinströmen und beugte sich noch einmal über die Frau. Das Haar war weiß. Er riß es aus, die Frau fuhr aus Schlaf und Traum. Ein kleiner Schrei verriet ihren Schrecken, sie fragte, was geschehen sei. Er antwortete nicht. Bald war sie wieder in tiefem Schlaf. Er hielt das Haar in beiden Händen. Er wollte sich auslachen, wollte vernünftig sein. Kannte er nicht Menschen, denen man im Kindesalter lachend das erste weiße Haar ausgerissen hatte? Aber je länger er nachdachte, desto trüber wurde er: dieses weiße Haar war kein Zufall. Es war eine Mahnung: Botschaft des Gottes, der sein Meisterwerk zerstören wollte.

Es war klar: Gott haßte ihn, Gott wollte ihn martern, Gott wollte sich nicht prellen lassen. Heute hatte Gott ein weißes Haar wachsen lassen, um seine Allmacht zu zeigen, morgen würde er vielleicht die ersten Falten in das geliebte Gesicht prägen. Man mußte sich wehren.

An diesem Tag begann Sebastian die Frau zu quälen. Er hatte in der Hochzeitsnacht geschworen, auf ein Kind zu verzichten, damit die Schönheit der Frau nicht Schaden nehme. Nun glaubte er, dieses Opfer genüge nicht. Er kannte ihr Alter nicht, das war bisher zum Lachen gewesen, nun war es zum Weinen.

Im Traum des nächsten Abends war die Milch ihrer Haut mit gelber fetter faltiger Sahne überzogen. Er leckte sie ab in harter Arbeit, wie schmeckte sie bitter. Erwacht, weckte er die Frau. Noch war sie schön. Aber wie lange noch? Er holte ein Wagenrad, befestigte wie Fahnen lohende Fackeln an den Speichen und befahl der Frau, nackt über das Rad zu springen. Eine Stunde ließ er sie springen, bis sie wie tot niedersank.

Eine Stunde in jeder Nacht ließ er sie über das Feuerrad springen, damit ihre Haut nicht fett und faltig werde. Sie gehorchte. Nach einer Woche war sie krank. Sebastian erschrak. Die Frau verging vor seinen Augen wie Schnee. Gott wollte sie verwehen wie eine herge-

wehte Schneedecke. Aber der Arzt lachte, es sei nichts, in drei Tagen werde alles gut sein; die beste Arznei jedoch wäre ein Kind.

Sebastian entgegnete finster, er wolle kein Kind; aber der Gedanke verließ ihn nicht. Die Frau erholte sich rasch, wurde üppiger als zuvor. Er gelobte aufs neue: "Kein Kind! Nur ich! Nur du!" Als er das Gelübde wiederholt hatte, entdeckte er in den hellblonden Haaren das zweite weiße Haar.

Er riß es aus, es riß ihn nieder. Gott verhöhnnte ihn. Sebastian nahm die Herausforderung an, sah die Frau nicht mehr an. Er wollte nicht sehen, wie vor seinen Augen ihr Haar sich weiß färbte von Stunde zu Stunde. Er wollte ihr Gesicht nicht mehr sehen. Vielleicht formte sich in diesem Augenblick die erste Runzel. Er wollte es nicht wissen. In dieser Stunde erkannte er, daß er die Frau nicht liebte, daß er sie hassen müßte, wenn sie häßlich würde. Gott hatte ihn verflucht, nicht lieben zu können.

Er wollte sich wehren. Er wollte Gott zwingen, die Jungfrau Marie ihm wiederzugeben. Fünfzehnjährig wollte er sie haben in unermeßlicher Schönheit auf unermeßliche Zeit.

Er forderte von Marie eine Tochter.

Die Frau durfte nur weiße Kleider tragen. In den Tagen der Unreinheit mußte sie im weißen Kleid vor ihm auf und nieder schreiten, auf und nieder. Sein Blick verfluchte ihr Blut.

Nach sechs Monaten blieb das Kleid zum erstenmal weiß. Er nahm sie in die Arme und thronte mit ihr im festlichen Saal.

Versunken war Marie, die in Schönheit strahlende Magd. Sebastian berührte nicht mehr die ungetüme Menschenscheune.

"Ich fordere eine Tochter!", schrie er vor der Entbindung. Der Arzt lachte: "Vielleicht wirds diesmal ein Knabe, im nächsten Jahr ein Mädchen."

"Ich berühre sie nicht mehr, sie ist häßlich."

"Sie wird wieder schön werden."

"Ich habe sie gesehn in ihrer Häßlichkeit."

Marie gebar eine Tochter. Der Arzt meldete es, wollte Sebastian zu ihr führen. Sebastian schüttelte ihn ab, stand reisefertig in der Tür. Der Arzt fragte: "Was soll ich ihr sagen?"

"Ich komme wieder."

Noch einmal hörte man seine Stimme:

"Ich komme wieder – in fünfzehn Jahren."

IV.

Sebastian lebte drei Wochen am Wiener Hof, Die Obersthofmeisterin Gräfin Rieneck erlaubte nicht, daß man ihn der Kaiserin vorstelle. Maria Theresia sah nicht gern häßliche Männer. Eines Tages erblickte sie ihn zufällig, lachte: "Man soll ihn zum Feldherrn machen, sein Gesicht schlägt jedes Heer in die Flucht." Die Obersthofmeisterin flüsterte: "Majestät, er ist ein Verwandter Gideon Laudons." Die Kaiserin verstummte.

Sebastian krächte: "Wollen sehn, wer am besten saufen kann." Die Herren schlugen drein, Sebastian soff alle unter den Tisch. Am nächsten Tag krächte er: "Wollen sehn, wer am besten lieben kann." Ein kaiserlicher Beamter mietete das Landhaus Gottlieb in Mariahilf, zwölf Mädchen wurden kaserniert. An der Spitze seiner Gesellschaft zog Sebastian ein, beschlief am ersten Abend in aller Gegenwart alle zwölf, krächte: "Wer macht es mir nach?" Der Eifrigste schlief bei der Fünften ein, Sebastian ließ die erschöpften Herren vor die Tür setzen, sperrte sich mit den Mädchen ein.

Er lebte mit den zwölf Mädchen. Er residierte zu Mariahilf, spie auf Hof und Gesellschaft. Kuppler bezahlte er fürstlich, nur prahlen durften sie nicht mit ihrer Ware. Sprach einer "Ich bringe das schönste Mädchen", peitschte Sebastian ihn hinaus, brüllte ihm nach: "Das schönste Mädchen, du Affenschwanz? Was weißt du von Schönheit."

Einmal brachte man eine, die übertraf alle an Schönheit.

"Es ist wahr, du bist schön", sagte Sebastian, "aber eine kenne ich, die ist schöner als du."

"Warum bist du nicht bei ihr?"

"Weil ich warte, bis sie noch schöner wird."

"Inzwischen wirst du alt, armer Freund."

Da verließ Sebastian das Landhaus, zog weiter. Er wollte peitschen die Zeit, sie ging zu langsam.

Ungeduldig ging er durch die Zeit. Sein Marschschritt dröhnte: "Die Zeit läuft."

"Vielleicht lebt sie nicht mehr, die du sehen willst nach fünfzehn Jahren."

"Vielleicht lebst du nicht mehr nach fünfzehn Jahren."

"Vielleicht wird dein Kind häßlich wie du."

Ungeheuer aufgestiegen war der gespenstische Mond dieses Gedankens am gespenstischen Horizont. Sebastian kehrte nicht um, viele Länder legte er zwischen sich und sein Ziel.

Im vierten Jahr seiner Wanderung wurde er auf nächtlicher Landstraße von Straßenräubern überfallen. Sie plünderten ihn aus, wollten ihn erschlagen.

"Laßt mir nur ein Auge, damit ich sie noch sehen kann, die ich sehen muß vor meinem Tod", bettelte er, da lachten sie, brannten ihm ein Auge aus und schenkten ihm das Leben.

Sebastian blieb liegen. Es riefen vor Sonnenaufgang alle Himmel: "Kehr heim!" Aber er hatte Furcht vor der Heimkehr und Furcht vor dem Weiterwandern. Er ging nur bis zum nächsten Gutshof, dort wollte er bleiben.

Der einäugige Knecht Sebastian hatte großen Schwung der Arme, er rackerte sich für drei, war sehr in sich gekehrt, sprach mit keinem Knecht und mit keiner Magd, auch sah man ihn nie beten. Zog aber vertriebenes Kloostervolk am Hof vorbei, blickte er den Bettelbrüdern lange nach. Etwas quälte ihn, niemand wußte, was es war.

Einmal, als er Feldarbeit tat und wieder einem Zug vertriebener Bettelbrüder nachgeblickt hatte, ließ er den Pflug stehen und rannte ihnen nach. Einen Uralten packte er an: "Steh mir Rede."

Der Bettelbruder sprach mit großer Würde: "Willst du beichten, so beichte."

Sebastian aber konnte nicht sprechen. Endlich fragte er:

"Ist die Schönheit von Gott?"

Der Uralte sagte:

"Von wem denn sonst?"

"Gut. Nun sag mir: ist auch die Häßlichkeit von Gott?"

"Auch die Häßlichkeit ist von Gott."

Da warf sich Sebastian nieder und brüllte: "Warum macht er sich unsichtbar, der Feigling!"

Der Uralte antwortete nicht. Er setzte sich zu dem tobenden Mann auf die staubige Straße und berührte die tobenden Hände wie eine Katze, dabei lächelte er überlegen und grausam. Dieses Lächeln verwirrte Sebastian, es forderte ihn heraus. Er ließ sich herausfordern und erzählte alles. "Nach fünfzehn Jahren wollte ich heimkehren, aber ich halt es nicht aus, ich halt es nicht aus", schloß er.